

James Stuart Bell

Engel in Jeans

Überraschende Erlebnisse
zwischen Himmel und Erde

Aus dem amerikanischen Englisch von Ulrike Chuchra

SCM

Inhalt

Einführung	11
Maureen und die Prophetin	13
George Ferrer	
Das Auto, das von allein fuhr	17
Martin Ziegner	
Der fürsorgliche wilde Hund	22
Martha Nelson	
Ein Engel auf der Route 495	28
Susan A. J. Lyttek	
Gib Gott Zeit	32
James Stuart Bell	
Eine ungestüme Umarmung im Himmel	37
G. L. Francis	
Flügel des Friedens	44
Cheryl Christensen Johnston	
Nicht mehr verlassen	48
Judy Hampton	
Wer hat den Wind gehört?	55
Betty Johnson Dalrymple	
Der mitternächtliche Reisende	60
Linda Howton, so wie es Joyce Gatton erzählt wurde	
Die geheimnisvolle Blondine	64
M. Jeanette Sharp	
Der Engel an der Wand	69
Carolyn D. Poindexter	
Göttliche Navigation	73
Dale L. Dragomir	

Eine Zuflucht im Sturm	79
Deb Wuethrich	
Die Freilassung zweier Gefangener	83
P. R. Jaramillo	
Der bewegliche Elch	89
Margaret Ann Stimatz	
Der Ex-Marlboro-Mann	93
James Stuart Bell	
Nach Hause gerufen	97
Christine Henderson	
Vervielfältigte Kraft	101
Annette M. Eckart	
Eine Bootsladung voller Ärger	108
Judy Parrott	
Ein Mann namens Andy	115
Timothy J. Burt	
Nichts ist unheilbar	121
Marty Prudhomme	
Eine entscheidende Wendung nach links	126
Trish Propson	
Eine neue Schöpfung	131
Kelly J. Stigliano	
Mittellos in Bangkok	135
Scoti Springfield Domeij	
Das Eins-zu-drei-Millionen-Wunder	142
James Stuart Bell	
Die leise, kleine Stimme der Autorität	148
Delores Christian Liesner	
Wer sitzt am Steuer?	152
Sheryl K. Jones	

Überraschung von Tür zu Tür	156
Janice Rice	
Ein Engel im Spiegel	161
Sally Edwards Danley	
Gnädiges Eingreifen	165
Walter B. Huckaby	
Engel geben auf mich acht	170
Alice M. McGhee	
Der Schlüssel zu Gottes Macht	175
Bob Haslam	
Gott schützt die Schwachen	179
Marlene Anderson	
Ein achthundert Meter breiter himmlischer Kessel	183
John C. Mannone	
Vertrau nicht auf Bogen, Schwert oder Metalltür	189
Sheryl K. Jones	
Eine Stimme vom Himmel	195
Monica Cane	
Heilige Elektrizität	199
Delores E. Topliff	
Danksagung	205
Die Autoren	207

Der fürsorgliche wilde Hund

Martha Nelson

»Mr Brewster, ich will nach Hause!«

Mein Lehrer sah vom Stapel Arbeiten hoch, die noch benotet werden mussten. »Was ist mit dir?«

»Ich habe Bauchweh«, sagte ich leise, damit meine Klassenkameraden es nicht hörten.

»Aber dann muss ich deine Eltern anrufen, Martha.«

Ich warf einen kurzen Blick auf die Klasse. Alle waren mit ihrer Geschichtsaufgabe beschäftigt. »Wir haben auf Big Island kein Telefon.«

Hoffentlich hatte das niemand gehört. Mit zwölf Jahren war ich alt genug, um mich für die finanzielle Not meiner Familie zu schämen. Noch leiser fügte ich hinzu: »Wir hätten eins bekommen sollen, als wir an den Strom angeschlossen wurden. Aber mein Vater ist arbeitslos.«

Ich starrte auf den Boden und wollte keine weitere Erklärung abgeben.

»Wie willst du dann nach Hause kommen?«

»Zu Fuß.«

Er nahm seine Brille ab und legte sie auf den Schreibtisch. »Junge Frau, hast du eine Vorstellung davon, wie weit es nach Big Island ist?«

»Ja, Sir.« Ich hob das Kinn. »Ich gehe die sechseinhalb Kilometer jeden Tag. Aber es sind nur drei Kilometer bis Vine Hill. Dort arbeitet mein Bruder Bob. Er bringt mich nach Hause, er hat ein Auto.«

»Willst du dich nicht lieber ein wenig hinlegen? Vielleicht geht es dir dann wieder besser.«

»Nein, danke. Meine Mutter weiß am besten, was da zu tun ist.«

Mr Brewster schüttelte den Kopf. »Also, meinerwegen. Offenbar hast du dir das gut überlegt. Geh aber bitte auf der Nebenfahrbahn,

da sind weniger Autos unterwegs.« Er sah zum Fenster. »Und es schneit, pack dich warm ein.«

Als ich um die Ecke der Schule bog, traf mich plötzlich ein Windstoß mit voller Kraft. Dabei hatten sie im Radio heute weder Schnee noch Wind angekündigt.

Ich zitterte, zog mir die Wollmütze über die Ohren und machte den obersten Knopf meiner Jacke zu.

Von meinem Marsch nach Vine Hill weiß ich nur noch, dass es ständig kälter wurde und mir der Bauch wehtat. Aber wie bang mir ums Herz wurde, als ich die Baustelle erreichte, das werde ich nie vergessen. Da war nur ein einziges Auto, und das gehörte nicht meinem Bruder. Der Blechschlosser antwortete, als ich nach meinem Bruder rief.

»Suchst du Bob Nelson?«, fragte der Mann vom obersten Absatz der Treppe herunter. »Ich bin der Einzige, der übrig geblieben ist. Alle anderen sind wegen des Sturms nach Hause gegangen.«

Ich dachte nicht mehr an meine Bauchschmerzen. Sollte ich die drei Kilometer zur Schule zurückgehen oder den viel längeren Weg nach Big Island wagen? Von Vine Hill waren es ungefähr acht Kilometer bis dorthin, und ein Teil der Strecke führte auch noch über das Eis. Aber ich war täglich darübergegangen, seit der See zugefroren war. Deshalb traute ich es mir auch jetzt zu.

Oben auf Vine Hill schützten mich keine Bäume vor dem scharfen Wind. Ich kämpfte mich anderthalb Kilometer voran; manchmal musste ich rückwärtsgehen, damit der Wind mir nicht dauernd ins Gesicht blies. Bald konnte ich die Straße vor mir kaum noch sehen. Es schneite nicht einfach nur, es war ein Schneesturm aufgekommen, der mir jede Sicht nahm.

Als ich in die Country Road einbog, berührte mich etwas am Bein. Ich schaute hinunter und entdeckte einen dürren weißen Terrier. Er wedelte mit dem Schwanz.

»Wo kommst du denn her? Was machst du hier draußen in diesem Sturm?«

Ich wunderte mich über mich selbst. Normalerweise hatte ich

Angst vor fremden Hunden. »Du armes Ding, du siehst ja halb verhungert aus. Es tut mir leid, ich habe nichts zu fressen für dich.«

Ich setzte mich wieder in Bewegung, und er blieb bei mir.

»Hast du kein Zuhause?«, fragte ich.

Seine Augen – so einen Blick hatte ich bei unseren Hunden noch nie gesehen. Er richtete den Blick so ernsthaft auf mich, als wollte er mir etwas sagen. Und anschließend kämpfte er sich an meiner Seite vier Kilometer durch den Sturm bis nach Windsor. Manchmal nahm mir der Wind fast den Atem. Der Hund und ich senkten die Köpfe; auf diese Weise kamen wir leichter gegen die Sturmböen an.

Während wir uns die Straße entlangschleppten, malte ich mir den Weg vor Augen, der noch vor uns lag. Ich wusste, dass ich am Ufer des *Lake Minnetonka* meine Augen fest auf die Stelle richten musste, wo sich die Insel befand. Wenn mir das gelang, konnte ich die letzten drei Kilometer über das Eis zu unserer Bucht schaffen. Ich musste meinen Blick starr nach vorn richten und keinen Moment abwenden, dann würde ich im Schneegestöber nicht die Orientierung verlieren. Mein Vater hatte uns Kinder immer wieder vor der Gefahr gewarnt, uns im Schnee zu verirren.

Nicht im Traum hätte ich gedacht, dass mir der Hund aufs Eis folgen würde, aber er tat es, und ich war sehr froh über seine Gesellschaft.

Auf dem Eis erfasste uns die volle Wucht des Schneesturms. Wir hatten noch nicht einmal die halbe Strecke hinter uns, als der Hund mich plötzlich angriff. Er wurde richtig wild, biss mich immer wieder in die Knöchel, bellte und knurrte. Er war wohl verrückt geworden!

Was sollte ich tun? Ich versuchte, ihn abzuschütteln, aber ich wagte nicht, den Blick von meinem Orientierungspunkt abzuwenden, weil dies meine einzige Hoffnung war, nach Hause zu finden.

»Weg mit dir! Was ist los mit dir?«, schrie ich. Er setzte seine Angriffe fort. Mir blieb nichts anderes übrig, als den Kopf zu senken und nach unten zu schauen.

Und da sah ich es. Offenes Wasser. Zwischen mir und dem Wasser lag nur ein einziger Schritt. Der Hund beruhigte sich. Ich bewegte

mich langsam rückwärts, er folgte mir still. Ich setzte mich aufs Eis und legte meine zitternden Arme um den seltsamen kleinen Hund, der mir gerade das Leben gerettet hatte.

Ich weiß nicht, wie lange wir so dasaßen. Aber schließlich ließ der Wind etwas nach, sodass ich zwei Tannen aufrecht im Eis stehen sehen konnte, vielleicht drei Meter voneinander entfernt, jeweils an der Grenze zum offenen Wasser.

Natürlich. Vernon West war hier gewesen. Ihm gehörte ein Eishaus in *Tonka Bay*. Jeden Winter lagerte er Eis ein, das er aus dem *Lake Minnetonka* schnitt, und verkaufte es an Urlauber aus der Stadt. Er kennzeichnete die offenen Stellen immer durch Tannen, die er in das Eis steckte. Dieses Mal hatte er zwei Bäume aufgestellt, vielleicht wegen des Sturms. Aber in dem Schneetreiben hatte ich keinen von beiden gesehen.

Wie hatte der Hund das Loch bemerkt? Er hatte mich rechtzeitig gebremst. Wenn ich weitergegangen wäre, wäre ich ins neun Meter tiefe, eiskalte Wasser des Sees gestürzt.

Ich verdankte mein Leben einem kleinen weißen Hund mit einem ganz weisen Blick.

»Wenn du mit mir nach Hause kommst, wirst du nie wieder Hunger haben«, sagte ich zu dem Hund. »Du kannst für immer bei meiner Familie bleiben.«

Er berührte meine Wange mit seiner Schnauze. Ich zuckte zurück. Meine Wange kribbelte ganz eigenartig, fast wie bei einem Stich.

Ich blickte auf mein Zuhause. Jetzt konnte ich die Insel deutlich sehen. Abgesehen von gelegentlichen Böen, hatte sich der Sturm so plötzlich gelegt, wie er aufgekommen war. Vorsichtig ging ich mit dem Hund am offenen Wasser entlang und steuerte auf unsere Bucht zu. Ein Rauchfaden stieg aus dem Kamin des Räucherhauses, das meinem Bruder gehörte. An dem Häuschen angekommen, stieß ich die Tür auf. Der Kanonenofen war noch heiß, aber wieder hatte ich meinen Bruder verpasst.

Ich setzte mich auf die Bank, um erst einmal wieder zu Atem zu kommen.

»Komm her«, rief ich. Der Hund steckte seinen Kopf durch die Tür, sah mich lange und eindringlich an, dann ging er weg. Ich wollte ihm nachlaufen, doch ich konnte ihn nicht mehr finden.

»Warte. Komm zurück, Hund, bleib bei mir!«, schrie ich immer wieder.

Er war aus dem Nichts gekommen, und nun war er verschwunden. Ich suchte ihn überall und folgte meinen eigenen Fußabdrücken im Schnee. Doch weit und breit waren weder ein Hund noch seine Pfotenabdrücke zu sehen!

Lange Zeit dachte ich nicht mehr viel über diese Begebenheit nach. Erst vierzig Jahre später kam sie mir wieder in den Sinn.

Damals lag ich im Krankenhaus *Saint Mary's* und wartete auf eine Untersuchung, die dem Herzspezialisten zeigen sollte, wo genau die Arterie verstopft war. Ich zitterte. Die Angst tobte in mir wie der schlimmste Schneesturm im Winter, ließ mein Innerstes erstarren und raubte mir jeden Hoffnungsschimmer.

Meine Gedanken wanderten zu dem Marsch über das Eis, bei dem ein magerer weißer Terrier mir das Leben gerettet hatte. Dieser Hund!

Ich konnte fast wieder das Kribbeln an meiner Wange spüren, wo er mich mit der Schnauze berührt hatte. Was war das für ein Tier gewesen? Ich hatte nie zuvor darüber nachgedacht. War es ein echter Hund, den Gott gebraucht hatte, oder ein besonderer Bote, ein Engel in Verkleidung? Doch das spielt keine Rolle. Ich wusste damals wie heute, dass es Gott war, der mich beschützt hatte.

Als Kind hatte ich nichts von Gott gewusst. Doch seit ich zum Glauben gekommen war, betete ich täglich für andere und hatte auch meinen Töchtern beigebracht, dass dem Herrn nichts unmöglich ist. Jetzt in dieser Situation im Krankenhaus wusste ich genau, dass ich beten sollte: *Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille ...*

Doch ich brachte es nicht über meine Lippen. Ich wollte, dass *mein* Wille geschah. Den größten Teil meines Lebens hatte ich auf eigenen Wegen verbracht, unabhängig von Gott oder Menschen. Aber jetzt war es, als stünde ich auf dem Eis, direkt vor dem offenen Wasser. Nirgendwo konnte ich auch nur eine einzige Stelle erkennen, wo ich sicheren Schrittes hätte gehen können. Ich spürte, dass der Herr mich aufforderte, ihm die Kontrolle über mein Leben zu überlassen.

»Das kann ich nicht.«

Es gibt keinen anderen Weg.

»Ich will aber meinen eigenen Weg.«

Ich bin der Weg. Ich bin die Wahrheit und das Leben. Vertraue mir.

Langsam gab ich den Kampf auf: »Dein Reich komme. Dein Wille – dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden. Hier. Nimm mich ganz. Mein Leben gehört dir.«

Bei diesen Worten strömte eine Wärme in mich hinein, als hätte der Herr selbst seine Arme um meinen zitternden Leib gelegt. Ich schlief die ganze Nacht in tiefem Frieden.

Am nächsten Morgen führten die Kardiologen die Untersuchung durch. Der Herzspezialist wirkte verwundert.

Er schüttelte den Kopf. »Die Verstopfung ist weg. Sie sind völlig gesund. Hier muss ein Wunder geschehen sein.«

Es macht nichts, wenn ich selbst mein Ziel nicht vor Augen habe. Ich kann Gott, meinem Vater, vertrauen. Ich kann im Glauben vorwärtsgehen, auch wenn ich gar nichts sehe, und ich muss nicht befürchten, ins offene Wasser zu fallen.